

Zwüschehalt

13 Erfahrungsberichte
aus der
Schweizer Neuen Linken



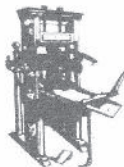
Zehn Jahre nach 68

Bruno Bollinger
Die Entlassung

Herausgegeben von:
Peter Arnold, Samuel Geiser,
Sabine Kubli, Thomas Maurer,
Giaco Schiesser und Stephan Schmidlin

Inhalt

	Vorwort	7
I	Zehn Jahre danach	11
II	Die Entlassung	35
III	Ich flieg' und lauf' nicht mehr alleine	55
IV	Suche nach Gemeinschaft	77
V	Ich will, die «Wahrheit» fest- haltend, hineinwachsen	101
VI	Die Partei als Lebensraum begreifen	137
VII	Nicht mehr nur ausgeliefert	167
VIII	Ein Zurück gibt es nicht	181
IX	Brief an Christa W.	201
X	In die Strukturen hineinwachsen	223
XI	Dornen und Rosen	245
XII	Schritte nach draussen	257
XIII	Rote Nelken auf dem Misthaufen der Geschichte	283
	Abkürzungen und Erläuterungen	301



Oktober 1979
© by rotpunktverlag (rpv) Zürich Schweiz
Wiedergabe (auch auszugsweise) nur mit Genehmigung des Verlages
Satz: WJS Satz Basel, focus Satzservice Zürich
Druck: Fotodirekt, ropress Zürich
Umschlag und Illustrationen: Michael Wyss
Zeichnungen Kap. V und XI stammen von den Autorinnen
Layout und Gestaltung: Heinz Scheidegger
Verlagsadresse und Anlieferung: rpv, Postfach 297, CH 8026 Zürich Schweiz
ISBN 3 85869 010 7

Die Entlassung

Ich bin soeben in die Seitengasse eingebogen – dort, wo die Verbrennungsanlage steht. Ich schaue hinauf. Hoch oben aus dem langen, runden Kamin steigen schwarze Rauchschwaden auf. Einer kommt mir auf einem werkeigenen Fahrrad entgegen. Und hinter mir fährt eines der vielen Elektromobile auf, die für den internen Materialtransport eingesetzt werden. Ich muss auf die Seite treten und Platz machen. Beide kommen jetzt ohne weiteres an mir vorbei. Der Fahrer des Elektromobils trägt eine blaue Arbeitskleidung, der auf dem Fahrrad einen blauen Berufsmantel, auf der Brusttasche der beiden der gelbe Firmenname. Auch ich habe einen solchen Berufsmantel an mit demselben Firmennamen: Landis & Gyr.

Vor der Verbrennungsanlage stehen Kisten, stapelweise auf Paletten gelagert. Zum Teil sind sie leer, zum Teil voller brennbarer Abfälle, vor allem Papier, ein wenig Holz.

Es war vor wenig mehr als einer halben Stunde. Ich war gerade daran, mit einem Arbeitskollegen zusammen das Zügeln zu organisieren – morgen werde ich die Wohnung wechseln –, als der Abteilungschef zu mir kam und mich aufforderte, so schnell wie möglich in die Personalabteilung zu gehen und mich dort im Zimmer 318 zu melden. Aus welchem Grund ich dorthin gehen sollte, konnte er mir nicht sagen. Ich dachte: es geht um den freien Tag, den ich für das Zügeln beantragt hatte. Ich ging also hin. Der für meinen Arbeitsbereich zuständige Personalchef, K. Meier, und der Fabrikationschef, J. Müller, warteten dort auf mich. Ich kannte beide, hatte mit ihnen jedoch nie direkt etwas zu tun gehabt. Wir grüssten uns, ich nahm Platz, und der Personalchef fragte mich nach meinem Vater. Ich dachte sofort, etwas muss passiert sein. Mein Vater habe vor 17 Jahren bei ihm gearbeitet, sagte er dann weiter, er erinnere sich noch daran.

Mein Vater hatte dort gearbeitet das stimmte. Dass der Personalchef sich noch an ihn erinnerte, bezweifelte ich, denn es ist ja ein altbekannter Trick von Personalchefs, so zu tun, als ob sie einen kennen, nachdem sie die in den Personalakten eingetragenen Informationen durchgegangen sind. Was denn mein Vater über mich denke, wollte er noch wissen, er sei ja immer ein guter Arbeiter gewesen. Da merkte ich langsam, um was es ging. Die Firma sei leider gezwungen, mir zu kündigen, teilte er mir mit.

Im Kündigungsbrief, den ich am Nachmittag erhalten sollte, stand: „Aus Ihren Äusserungen als verantwortlicher Verfasser der „Bresche“ müssen wir entnehmen, dass Sie offensichtlich Art. 1.2. (1. Absatz) unserer allgemeinen arbeitsvertraglichen Bestimmungen, welche einen integrierenden Bestandteil auch Ihres Arbeitsvertrages mit LG bilden und welche Ihnen seinerzeit ausgehändigt worden sind, nicht anerkennen. Wir sehen uns deshalb veranlasst, den Arbeitsvertrag mit Ihnen unter Einhaltung der vertraglichen Kündigungsfrist von 2 Monaten per 31. Mai 1976 aufzulösen.“

Was war geschehen?

Am 12. Februar 1953, an einem schmutzigen Donnerstag, wurde ich geboren. Dies in Eschenbach, Kanton Luzern. Meine Eltern wohnten damals seit einem Jahr in Ballwil, wenige Kilometer von Eschenbach entfernt. Ich war der erste Sohn, danach – ein und fünf Jahre später – folgten noch zwei weitere. Sehr

wahrscheinlich weil der Mädchenname meiner Mutter Bruni war, nannten sie mich Bruno. Nach gut katholischer Tradition erhielt ich aber noch zwei weitere Namen: Walter, nach meinem Vater, und Fernando, nach dem Jugendnamen von Sankt Antonius von Padua.

Während meine Mutter den häuslichen Arbeiten nachging, arbeitete mein Vater zu jener Zeit als Werkstattschreiber in einer kleineren Haushaltsgeräte-Fabrik, für 50 Rappen in der Stunde. Wenig später wechselte er dann die Stelle und ging als Hilfsarbeiter in jene grosse Fabrik in Zug, wo schon sein Vater gearbeitet hatte: die Landis & Gyr AG.

Mein Vater stammt aus einer Arbeiterfamilie und ist in Schaffhausen aufgewachsen. Sein Vater war Mechaniker, aktives Mitglied in der Gewerkschaft und der SP. Weil er 1918 in Genf beim Generalstreik mitgemacht hatte, fand er einige Jahre lang keine Stelle. Auch meine Grossmutter war seit ihrem 18. Lebensjahr aktiv in der Arbeiterbewegung tätig. Als tschechische Emigrantin war sie um die Jahrhundertwende in die Schweiz gekommen. Als Lenin einmal in Schaffhausen vor tschechischen Arbeitern sprach, übersetzte sie seine Rede. Noch voriges Jahr, als ich sie zum letzten Mal besuchte – sie war todkrank und ist dann zwei Wochen später gestorben –, lagen neben ihr auf dem Nachttisch die neuesten Ausgaben der Schaffhauser AZ und der VHTL-Zeitung.

Vor Kriegsausbruch hatte meine Vater eine Lehre als Coiffeur gemacht, danach aber keine Arbeit gefunden. Er ging als Hilfsarbeiter zur SIG in Schaffhausen. Dort wurde er während des Krieges wegen seiner Mitgliedschaft bei den Jungsozialisten entlassen. Er zog dann durchs Land und arbeitete jahrelang als Hotelportier in fast allen bekannten Ferien- und Kurorten der Schweiz.

Meine Mutter hingegen stammt aus einer Bergbauernfamilie. Sie ist in Mesocco, Kanton Graubünden, geboren und aufgewachsen. Mit fünfzehn Jahren zog sie davon und ging zuerst bei reichen Familien in Zürich und danach in Hotels als Zimmermädchen arbeiten. In irgendeinem Schweizer Ferienort hat sie dann meinen Vater kennengelernt.

Wie schon erwähnt, war der Vater meines Vaters Schweizer, die Mutter Tschechin, der Vater meiner Mutter hingegen Italiener und ihre Mutter Portugiesin. Sie hatten einander in Kalifornien getroffen, wohin sie ausgewandert waren, und hatten dort auch geheiratet. So ist es also reiner Zufall und nicht zuletzt den patriarchalischen Verhältnissen zu verdanken, dass ich das schweizerische Bürgerrecht erhielt.

1958, als ich fünf Jahre alt war, zogen wir ins bündnerische Mesocco. Dort hatte mein Vater, der inzwischen durch einen Onken-Fernkurs ein Diplom als Elektromonteur erworben hatte, eine Stelle beim Kraftwerk erhalten. Er arbeitet heute noch dort.

Anfangs März hatte die Firmenleitung uns Arbeitern den Teuerungsausgleich verweigert. Dies war nicht das erste, was wir seit Beginn der Krise einstecken mussten. Bereits waren von der Direktion Zwangsferien, Kurzarbeit, Entlassungen, keine Realloohnerhöhungen, verschärfte Arbeitshetze verordnet worden. Auch die Landis & Gyr AG spürte die Rezession. Wir Arbeiter mussten dafür aufkommen.

Im „Zuger Metallindustrie Extrablatt Nr. 12“ der „Bresche im Betrieb“ vom 24. März 1976 schrieben wir von der RML: „Gestützt auf das berühmt berüchtigte ‚langfristige Lohnprogramm‘, dessen Zweck nun deutlich wird, verweigert die Direktion den Teuerungsausgleich: Für die Planlosigkeit der Produktion müssen wir Arbeiter bezahlen. Die Direktion gibt es auch selber zu: „1974 war allerdings die Produktionsleistung infolge übertriebener Verkaufserwartungen dem effektiven Absatz ‚davongelaufen‘, was 1975 zu einem unerfreulichen Anstieg der Lagerbestände um nicht weniger als 106 Mio. SFr. und zu weiterer Verschuldung des Unternehmens führte.“ (Hauszeitschrift Nr. 1/1976, S. 4). 1974 wurde die Produktion also stark erhöht (jeder von uns Arbeitern produzierte im Schnitt 13,5 % mehr als ein Jahr zuvor). Mit welchen Mitteln dies erreicht wurde, hat jeder von uns selber gespürt. Und jetzt bekommen wir den Lohn dafür: Wir müssen für die Kosten aufkommen. Wir müssen „bluten“, weil wir zuviel produziert haben.

Dass uns heute der Teuerungsausgleich verweigert wird, dürfen wir nicht akzeptieren. Wir müssen uns für ihn mobilisieren. Es bringt uns sicher nichts, wenn wir der Betriebskommission vorwerfen, sie habe uns verraten. Wir müssen vielmehr nach Mitteln suchen, um ihr den Rücken zu stärken. Zuerst einmal muss von den Gewerkschaften und von der Betriebskommission eine Betriebsversammlung organisiert werden, wo wir diskutieren können, was zu machen ist.

Dazu schlagen wir vor, dass an der Betriebsversammlung der Betriebskommission der Auftrag erteilt wird, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, nachdem wir mit einem einstündigen Warnstreik der Direktion gezeigt haben, dass wir es ernst meinen.“

Wir verteilten dieses Flugblatt vor den Toren der Fabrik. Presserechtlich war ich dafür verantwortlich. Der Direktion war dies ein willkommener Vorwand; sie legte es als Streikaufruf aus, und ich erhielt wegen angeblichem Vertragsbruch die Kündigung.

Ich bin in Mesocco aufgewachsen, ganz oben im italienischsprachigen Mesolincatal. Dort ging ich sechs Jahre lang in die Primar-, danach zwei Jahre in die Sekundarschule. Eine verträumte, harmonische Jugend in den Bergen, verbunden mit der Natur? Oh, Nein! Obwohl wir zuhause keine Bauern waren, lernte ich bald kennen, was es heisst, mit Handutensilien das Heu zu ernten, das Holz für den Winter vorzubereiten und andere kleinere Arbeiten auszuführen. An manchem freien Schulnachmittag oder Ferientag musste ich dem Vater bei diesen Arbeiten helfen oder bei befreundeten Bauern Hand anlegen. Mit sieben Jahren verbrachte ich sogar einen Sommer mit meinem Onkel auf einer Alp. Dort blieb keine Zeit zum Spielen, ich musste Kühe hüten. Das alles trug viel dazu bei, dass ich später nie von der ländlichen Idylle träumte oder das Hirten der Kühe auf einer einsamen Alp als eine Form der Selbstverwirklichung betrachtete. Das trieb mich aber in die Stadt, zur Industrie, zur sogenannten Zivilisation. Heute kann ich das natürlich besser beurteilen, damals waren es nur dumpfe Gefühle. Jedenfalls stand für mich am Ende meiner Schulzeit fest, dass ich von dort weggehen, dass ich aus dieser beengenden Umgebung ausbrechen, dass ich irgendwo anders mein Leben aufbauen musste.

So kam ich 1968 mit fünfzehn Jahren nach Zug in die Landis & Gyr AG. Ich begann als Laufbursche bei der firmeninternen Postverteilung. Ein Jahr später konnte ich die Berufslehre als Elektro-Eicher anfangen.

Dies also 1968, genauer gesagt am 2. Juli 1968. Von den Wirren, die in jenen Tagen die Welt zwar nicht veränderten, jedoch ihre Umgestaltung eingeleitet haben, hatte ich nicht viel mitbekommen. Ich mag mich nur noch schwach an einzelne

Berichte im Fernsehen oder in den Zeitungen erinnern, über den französischen Mai '68, über die Studentenunruhen in Deutschland, über das Rolling-Stones-Konzert und den Globus-Krawall in Zürich, über Rudi Dutschke und den roten Dani. Was ich aber mitbekam, waren die neue Musik und die langen Haare. Schon während meiner Schulzeit gefiel mir die Musik der Beatles und der Procol Harum. Bald darauf begann ich mit den Eltern und den Vorgesetzten den Kampf um die bis zu den Ohren reichenden Haare...

Die Kriege. Die Umweltzerstörung. Die Ungerechtigkeiten, die mir in meiner täglichen Welt begegneten oder die ich auf der grossen Welt sehen konnte; die Ohnmacht den Vorgesetzten gegenüber als Laufbursche und als Lehrling – dies alles bewirkte in mir ein Unbehagen gegenüber meiner Um- und Mitwelt, was bald zu einer dumpfen Ablehnung alles Hergebrachten führte. Die Auseinandersetzungen um die langen Haare und die Reaktionen darauf verstärkten das Missbehagen. Und meine Haare wurden länger, über die Ohren hinaus, den Rücken hinunter.

Es wäre nun aber falsch, die Reaktion als eine bewusste, politische Haltung gegenüber den Herrschenden auszulegen. Für mich war damals der kurzhaarige, ältere Arbeiter der Abteilung nebenan genauso ein Vertreter des herrschenden Systems wie der Direktor im obersten Stock des Verwaltungsgebäudes.

Eine eher gefühlsmässige Reaktion also. Ich wollte nicht so sein wie die andern. Diese Ablehnung verknüpfte sich mit der Hoffnung, dass die Jugend es schon besser machen würde, dass sozusagen aus der Jugend ein neuer Mensch, ein menschlicher Mensch entstehen würde. All das, was an Pop-Festivals und Konzerten geschah, was um die Pop-Musik entstand, was unter verschiedenen Namen wie Underground, Sub- oder Pop-Kultur sich ausbreitete, bestärkte meine Hoffnung.

Schon eine Woche vor dem Verteilen des Flugblattes hatte ich an einer Betriebsgruppenversammlung des SMUV den Warnstreik vorgeschlagen. Ich hatte zwei Anträge gestellt: der erste beinhaltete die Organisierung einer Betriebsversammlung, der zweite den Vorschlag, an dieser Betriebsversammlung mit den anderen Kollegen über einen einstündigen Warnstreik zu diskutieren. Der erste Antrag wurde mit 10 gegen 9 Stimmen abgelehnt, die übrigen 50 anwesenden Kollegen enthielten sich der Stimme. Der zweite Antrag kam infolge der Ablehnung des ersten gar nicht zur Abstimmung. Ich hatte nicht damit gerechnet, diese Anträge durchzubringen. Mir ging es in erster Linie darum, unter den Kollegen eine Diskussion darüber auszulösen, ob und wie sie sich hätten zur Wehr setzen können.

Erst einige Tage später begriff ich, was die Stimmenthaltung von drei Viertel der Kollegen an der Gewerkschaftsversammlung wirklich bedeutete. Ihre Haltung war ganz offensichtlich der Ausdruck von 40 Jahren Arbeitsfrieden. Immer wieder hatte die Gewerkschaftsführung den Kollegen eingehämmert, dass sie sich nicht mehr mit Kampfmassnahmen durchsetzen mussten, dass man mit den Unternehmern reden könne, dass der Fritz und der Hans in der Verhandlungsdelegation schon wüssten, wie man den Unternehmern die berechtigten Forderungen der Gewerkschaft unterbreite. Man hat also diesen Kollegen immer wieder eingeredet, sie müssten sich nicht aktiv für die Verteidigung ihrer Interessen einsetzen. Und nun sollten sie sich für eine Betriebsversammlung entscheiden, an der über Kampfmassnahmen diskutiert werden sollte – ganz konkret und hautnah. Manch einer wird meinen Antrag gut und richtig gefunden haben, hat aber nicht den Mut aufgebracht, dafür zu stimmen. Das Bewusstsein, selber etwas machen zu müssen, das Selbstvertrauen, gemeinsam und im Kampf etwas erreichen zu können, fehlten. Für mich war dies keine neue Erkenntnis, nur hatte ich es noch nie so konkret erfahren.

Mit der Radikalisierung, die eher spontan und gefühlsmässig war, begann auch meine Politisierung: diese nun über unzählige Auseinandersetzungen, nach Erfahrungen und Überlegungen am Arbeitsplatz mit den anderen Lehrlingen, mit sonstigen Kollegen und Bekannten, oder in organisierten Diskussionen und Veranstaltungen – keineswegs im stillen Kämmerlein also.

Ich war 18 Jahre alt und im zweiten Lehrjahr, als ich anfangs 1971 erstmals politisch aktiv wurde. Einige Zeit zuvor hatte ich drei Jugendliche kennengelernt, zwei Lehrlinge und einen Angestellten. Dieser wohnte in einem abgelegenen alten Bauernhaus, wo wir uns nach Feierabend und am Wochenende trafen. Meistens hörten wir Musik oder spielten etwas, oft gingen wir ins Kino oder an ein Konzert, manchmal spielten wir Fussball. Auch sein Bruder, ein Student, wohnte bei ihm. Er und andere diskutierten schon seit einiger Zeit, wie sie in der Region Zug etwas Gesellschaftskritisches machen könnten. Die Diskussionen drehten sich in erster Linie um den Aufbau einer Gruppe und das Projekt einer Zeitschrift. Am Rande habe ich einiges von diesen Diskussionen mitbekommen. So auch von einer Lehrlingsumfrage, die sie machen wollten. Während der Arbeit kam ich dann auf den Gedanken, dass ich einige Fragen für die Umfrage zusammenstellen könnte. Da ich ein Lehrling bin, kann ich ihnen sicher ein wenig helfen, dachte ich. Die Idee, bei einer solchen Gruppe auch aktiv mitzuarbeiten, ging mir nicht einmal durch den Kopf. Ich schrieb ein paar Fragen auf und gab sie dem Student weiter. Er sah mein Interesse und machte mich dann auf die Gründung einer Lehrlingsgruppe aufmerksam. So bin ich bei der Gründung der "Basisgruppe für Lehrlingsfragen Zug" "dabei" gewesen. Am Anfang machten noch viele Lehrlinge mit, dann aber immer weniger. Die Anzahl der aktiven Leute schrumpfte zusammen. Ich blieb und engagierte mich immer mehr.

Diese Entwicklung ist aber keineswegs kontinuierlich verlaufen. Ich diskutierte und arbeitete zwar eifrig mit, hatte aber immer noch Bedenken, ob dies der richtige Weg sei. Immer noch hatte ich grosse Illusionen über die Hippie- und Pop-Bewegung. Die grosse Veränderung erwartete ich von dort her. Vereinfacht kann ich meine persönliche „Strategie“ von damals so zusammenfassen: zuerst muss sich der Mensch ändern, dann kann man an eine Veränderung der Gesellschaft denken“.

Es musste noch ein Jahr verstreichen, bis ich im Sommer 1972 zu einer Revision oder besser gesagt einer Vervollständigung meiner „Strategie“ kam. Angefangen hatte es im Sommer 1971, als ich nach Amsterdam trümpfte und eine Woche dort verbrachte. Ich war dorthin gereist in der Erwartung, einmal das Mekka der Hippies zu sehen, und in der Illusion, es erleben zu können. Und ich habe es gesehen und erlebt: Betteln, Drogen, Diebstähle – das war die Realität, wie ich sie ange-troffen habe. Also ganz und gar nicht die grosse, friedliche Bewegung, welche die Welt verändern könnte. Das hat mir als erstes zu denken gegeben. Dazu kam, dass alles, was zur Hippie- und Pop-Bewegung gehörte, die Musik, die Konzerte, die Festivals mehr und mehr kommerzialisiert wurde. Die harten Rhythmen der Rolling Stones und die sinnliche Musik der Pink Floyd, welche einmal Ausdruck des Protestes einer Generation waren, dienten nur noch dazu, die Kassen der Plattenfirmen zu füllen. Dasselbe passierte mit der „Uniform“ der Bewegung (Blue Jeans, bunte Hemden und lange Haare). Die Symbole der Jugendrevolte waren gesellschaftskonform und ein rentables Geschäft geworden.

Diese Erfahrungen und „Einsichten“ verbanden sich mit denen, die ich in der Lehrlingsgruppe machen konnte. Wir hatten in einigen Fällen Missstände bei Lehrlingen aufgegriffen und bearbeitet. Wir waren auch bei den betreffenden Lehr-

meistern eingefahren und hatten versucht, dort „Ordnung zu schaffen“. Bald aber merkten wir, dass diese Art von „Feuerwehr“ nicht viel nützte. Eigentlich brauchte es grundlegendere Änderungen in der Ausbildung. Und dass diese nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Problemen geschehen konnten, wurde uns auch bald klar. In dieser Zeit las ich einige Bücher von Wilhelm Reich. Dieser trug nicht wenig dazu bei, meine Politisierung zu vertiefen und in mir ein gewisses Interesse für den Marxismus zu wecken.

Im August 1972 gründeten wir die sozialistische Jugendgruppe „MaiblitZ“. Wir wollten uns so an alle Jugendlichen wenden und sie mobilisieren. Die Hauptarbeit richteten wir jedoch immer noch auf die Lehrlinge aus, denn sie betrachteten wir als die zukünftigen Arbeiter. Ohne es ganz zu begreifen, spürten wir, dass eine Gesellschaftsveränderung nur in Verbindung mit der Arbeiterschaft geschehen könne.

Um diese Verbindung zu finden, trat ich in dieser Zeit der SP und dem SMUV bei. Noch zwei Jahre zuvor hatte ich es abgelehnt, im SMUV Mitglied zu werden. Ich hatte damals noch keine Ahnung, was eine Gewerkschaft war. Nach den Erklärungen eines Gewerkschaftsfunktionärs stellte ich mir darunter eher einen Freizeitverein vor als eine Organisation zur Verteidigung der Arbeiterinteressen. Im Betrieb, von der Gewerbeschule gar nicht zu sprechen, hörte man nicht viel von Gewerkschaften. Erst als ich mich mit dem historischen Werdegang der sozialistischen Bewegung befasste, begriff ich, was eine solche Organisation für eine Funktion hat. Bei meinem Eintritt in den SMUV wie in die SP spielte die Überlegung mit, dass es notwendig sei, in die ehemals kämpferischen Organisationen zu gehen, um dort etwas zu verändern. Wenn nun diese Überlegung in Bezug auf die Gewerkschaft richtig war, so war sie es nicht für die SP. Mir löschte es bald ab, denn dort wurde mehr über die Gemeinde-Kleinpolitik als über Arbeiterpolitik diskutiert. Ich trat daher nach wenigen Monaten aus der SP aus. In der Gewerkschaft fanden eigentlich die gleichen Kleinkramdiskussionen statt. Trotzdem blieb ich; ich sah ein, dass eine Gewerkschaft etwas anderes ist als eine politische Partei. Denn in der Gewerkschaft sollten alle Arbeiter organisiert sein können, um so ihre täglichen Interessen verteidigen zu können. Klar passte mir weder die Art und Weise, wie diese Interessen, noch was für Interessen dort verteidigt wurden. Dennoch hoffte ich, dass sich in der Gewerkschaft leichter etwas verändern liesse als in der SP. Etwas profitieren konnte ich von der SP trotzdem: im Sommer 1972 führte die SP-Linke einen Einführungskurs in den Marxismus durch – gehalten von einem PdA-Genossen. Obwohl der Kurs nicht lange dauerte – die SP-Rechte opponierte heftig dagegen –, bedeutete dieser Kurs für mich den Einstieg in den Marxismus.

Der „MaiblitZ“ gab auch eine Zeitschrift, das „Maiglöggli“, heraus, deren erste Nummer, kaum gefaltet, bereits ein grosses Geläute auslöste: die Polizei beschlagnahmte sie wegen „unzüchtigen Veröffentlichungen“. Ich und ein anderer Genosse waren in der Wohnung des verantwortlichen Redaktors, als sie uns verhafteten. Danach wurden wir fünf Stunden lang verhört aus dem einzigen Grund, weil in einem Artikel über Empfängnisverhütung der männliche Geschlechtsteil bei seinem umgangssprachlichen Namen, „Schwanz“, genannt worden war. Das Kantonsgericht musste uns jedoch von „Schuld, Strafe und Kosten“ freisprechen. Ich konnte so das Wesen der schweizerischen Demokratie erleben. Sobald eine Gruppe kritischer Jugendlicher etwas machte, wurde sofort zugeschlagen und versucht, alles im Keime zu ersticken. Der Polizeichef, der die Aktion gegen das „Maiglöggli“ leitete, sagte mir sogar: „Wenn ich dein Vater wäre, würde ich dir links und rechts eine hauen“. Zweifellos trug diese Konfrontation mit dem bürgerlichen Staat nicht wenig zu

meiner Politisierung bei. Jedenfalls glaubte ich von da an nicht mehr, dass eine Änderung der Gesellschaft ohne die Konfrontation mit den Herrschenden möglich sei.

Auch im „MaiblitZ“ verliefen die Diskussionen in diese Richtung. Wir stellten fest, dass wir als kleine Gruppe der Redaktion und der Repression ohnmächtig ausgeliefert waren. Es drängte sich auf, dass wir Anschluss an eine national bestehende Organisation suchten. So kam der „MaiblitZ“ in Kontakt mit der RML. Die polizeiliche Repression hatte also den Keim der Rebellion nicht erstickt.

Auf dem Flugblatt mit dem Warnstreikvorschlag gingen wir auch auf den Streik bei der Matisa ein. Die 300 Arbeiter jenes Betriebs hatten beschlossen, in den Streik zu treten, um gegen ihre Entlassung zu kämpfen. Unter dem Titel „Die Kollegen der Matisa weisen den Weg“ brachten wir diesen aktuellen Fall als Beispiel. Wir riefen zur Solidarität auf und führten im Betrieb eine Geldsammlung durch. Es kamen etwa 300 Franken zusammen. Diesen Betrag überrachte ich am selben Abend den Vertretern der Matisa-Arbeiter, die an einem Solidaritätsmeeting im Zürcher Volkshaus teilnahmen. Dies war eine der grössten Aktionen, die wir im Betrieb durchgeführt hatten. Eine illegale Sache, denn der Arbeitsvertrag untersagte jegliche Sammelaktion von Geld und Unterschriften auf dem Betriebsareal.

Der Kontakt mir der RML kam nicht zufällig. Wir vom „MaiblitZ“ hatten bei der Landis & Gyr eine Aktion gegen die Einführung des Leistungslohns für die Lehrlinge gemacht. Der „Maulwurf“, die Jugendorganisation der RML, hatte kurz zuvor in Zürich eine ähnliche Aktion durchgeführt. Durch die Presse haben die Leute vom „Maulwurf“ von unserer Arbeit erfahren und dann mit uns Kontakt aufgenommen. Wir tauschten unsere Erfahrungen aus und merkten bald, dass unsere politischen Vorstellungen nicht weit voneinander entfernt waren. Deshalb kamen wir mit der RML vermehrt in Diskussion.

Es waren überzeugende Antworten, welche die Genossen der RML geben konnten. Viele meiner Erfahrungen und Gedanken konnte ich nun in einem gewissen Zusammenhang sehen. Als Lehrling und Arbeiter in einem Grossbetrieb war ich direkt mit dem konfrontiert, was durch jahrzehntelange Arbeitsfriedenspolitik und Sozialpartnerschaft aus der Arbeiterschaft geworden war. Als Jugendlicher mit Hoffnungen auf die Hippie- und Pop-Bewegung war es für mich bereits klar gewesen, dass eine Gesellschaftsveränderung nur weltweit geschehen konnte. Als Mitglied des „MaiblitZ“ hatte ich erfahren, dass es eine gut organisierte und aktive Partei brauchte, um tatsächlich etwas verändern zu können.

Aus den Schilderungen und Erklärungen der RML-Vertreter konnte ich sehen, dass Mick Jagers Schreie nach Befreiung und Revolution doch etwas ausdrückten, dass aus der Jugendrevolte doch etwas geworden war, dass sie bereits in mehreren Ländern eine Verbindung mit den Arbeiterkämpfen gefunden hatte. Der Mai '68 war der Aufbruch zu einer neuen Epoche. Die soziale Krise hatte sich überall ausgebreitet. Die verschiedenen ideologischen Pfeiler der Gesellschaft, der Familie, der Moral, die Unterdrückung der Sexualität, die Kirche, der uneingeschränkte Glaube an den Fortschritt gerieten überall ins Wanken. Die Herrschenden konnten mit den Jugendlichen und mit den Arbeiterinnen und Arbeitern nicht mehr das machen, was sie wollten. Viele Symbole der Revolte waren inzwischen zwar vermarktet und ihrer scharfen Spitze beraubt worden, die Revolte selbst jedoch nicht. Überall in der Welt organisierten sich die Jugendlichen in revolutionären Organisationen. Der spontane, antiautoritäre Protest war reifer ge-

worden, hatte sich politisiert und organisiert.

Neben der Analyse der historischen Entwicklung der Arbeiterbewegung und der aktuellen Situation beeindruckte mich auch das theoretische Konzept des Parteaufbaus. Die Erfahrungen, die ich in und mit der Jugendrevolte gemacht hatte, zeigten mir, dass es eine Illusion war, allein auf die spontane Politisierung der Arbeiterschaft zu hoffen. Es musste eine Partei aufgebaut werden, die fähig war, der Arbeiterschaft Aktionsvorschläge zu unterbreiten. Aktionsvorschläge, die es den Arbeiterinnen und Arbeitern ermöglichten, eigene Erfahrungen zu machen, und die ihre Politisierung förderten. Erfahrungen und Politisierung, ohne die sie nicht in der Lage sein werden, ihr eigenes Schicksal selbst in die Hände zu nehmen und die Gesellschaft zu verändern. Dafür mussten einmal die „bewusstesten Elemente der Klasse“ in die revolutionäre Partei organisiert werden.

Was eine solche Organisation wie die RML für eine Rolle spielen kann, habe ich ein Jahr später im Vorfeld der Abstimmung über die dritte Überfremdungsinitiative erlebt. Bereits einige Monate vor dem Urnengang kam es im Betrieb zu heftigen Diskussionen. Der Vorarbeiter und der Werkstattschreiber meiner Abteilung waren überzeugte Befürworter von solchen Massnahmen, wie sie die Initiative der Nationalen Aktion vorsah. Sie sahen darin die Möglichkeit, so ihre eigenen Interessen zu verteidigen und es dem Bundesrat wie dem Grosskapital einmal zu „zeigen“. Sie waren keine Fremdenfeinde im eigentlichen Sinn. „Weisst du, als ich vor einigen Jahren eine Lohnerhöhung verlangte, ist mir gesagt worden: ‚Wenn es dir nicht passt, kannst du ja gehen. Draussen warten drei Italiener darauf, dass einer geht.‘ Hättest du dies auch einmal hören müssen, dann würdest du jetzt anders denken“, sagte mir der Werkstattschreiber. Die zwei hatten es gut verstanden, in der Abteilung die entsprechende Stimmung auszulösen. Viele Kollegen waren eingeschüchtert und wagten nicht mehr zu widersprechen. Für mich war es sehr schwer, mich nicht ihrer Meinung wenigstens teilweise anzupassen. Die Diskussionen in der RML, die klare und kompromisslose Linie: „keine Einschränkungen“, „gegen jede Diskriminierung“, „Integration der Immigranten in die Arbeiterbewegung – Einheit im Kampf“ und

der dadurch entstandene politische Gegendruck haben es mir jedoch möglich gemacht, der Stimmung im Betrieb standzuhalten. Es kam zu harten Auseinandersetzungen. Zwei, drei weitere Kollegen unterstützten mich. Als die Eingeschücherten sahen, dass sie nicht alleine waren, wagten sie wieder, ihre Meinung zu sagen. Die Stimmung schlug zwar nicht ganz zu unseren Gunsten um, sie wurde aber ausgeglichen. So weit ich es abschätzen konnte, hat dann die Mehrheit der Kollegen meiner Abteilung gegen die Überfremdungsinitiative gestimmt.

Wie meine Radikalisierung aus meiner konkreten Situation entstanden war, so ist auch meine Politisierung und der Entschluss, der RML beizutreten, eher das Ergebnis meiner persönlichen Erfahrungen als das Resultat eines theoretischen Entwicklungsprozesses. Trotzdem spielte die „Theorie“ keine unbedeutende Rolle. So die Frage der Sowjetunion: seit ich mich für Politik interessiert hatte, war das russische Modell für mich keine akzeptable Form einer besseren und menschlicheren Gesellschaft. Als der PdA-Genosse im Marxismus-Kurs im Zusammenhang mit dem Ostblock von sozialistischen Staaten gesprochen hatte, löschte es mir ab. Ich war nahe daran, deswegen den Einführungskurs nicht mehr zu besuchen. Und auch China war für mich kein Beispiel von Sozialismus. Über dieses Land wusste ich zwar nicht viel; die uniformierten Arbeiter und die gleichgeschalteten Massen der schreienden roten Garden waren jedoch alles andere als überzeugende Bilder. Dass die RML die Schweizer Sektion der vom Stalin-

Gegner L.D. Trotzki gegründeten Vierten Internationale war und dass dies mit der Analyse der bürokratischen Degeneration der UdSSR im Zusammenhang stand, war somit einer der Gründe, die mich zum Beitritt bewogen haben.

Am Tag nach der Entlassung ging ich auf das Sekretariat der Gewerkschaft. Der Sekretär setzte sich mit der Direktion der Landis & Gyr in Verbindung, um sich informieren zu lassen. Der LG-Personalchef verdrehte einiges und behauptete, ich hätte erklärt, dass ich mit der Kündigung gerechnet habe und dass es mir nichts ausmache. Offensichtlich wollte die Direktion verhindern, dass mich die Gewerkschaft verteidigte. Darauf nahm ich mit dem Präsidenten der Betriebskommission Kontakt auf und verlangte eine Unterredung mit der Direktion. Zwei Wochen später fand diese statt. Es ging mir um eine Richtigstellung, denn ich hatte nicht zum Streik aufgerufen, sondern eine Betriebsversammlung vorgeschlagen. Ich wollte nicht den Vertrag brechen, mir jedoch das Recht herausnehmen, ihn zu kritisieren und den Kollegen vorzuschlagen, den Vertrag zu kündigen. Und das konnte nicht als Vertragsbruch ausgelegt werden. Direktor Schnyder erklärte, die Direktion habe beschlossen, die Kündigung nicht zurückzunehmen. Für den Präsidenten der Betriebskommission lag keine Verletzung der Abmachung vor. Er fand das Vorgehen nicht richtig. Der Direktor erwiderte, es habe keinen Sinn, sich um Wörter zu streiten. Der Geist, der aus den „Bresche“-Flugblättern herauskäme, entspräche nicht dem der Zusammenarbeit zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Ausserdem sei ja die Firma gar nicht verpflichtet, einen Grund für die Kündigung anzugeben. Viele Arbeitnehmer gäben bei der Kündigung auch keinen Grund an. Damit waren die sogenannten Verhandlungen mit der Direktion gescheitert.

Ein paar Tage später hielten wir eine Pressekonferenz ab. Mein Fall fand in der Presse grossen Wiederhall. Wir wussten zwar, dass meine Entlassung kaum mehr rückgängig zu machen war. Trotzdem versuchten wir, mit einem möglichst breiten Protest auf die LG-Direktion Druck auszuüben. Über 800 Unterschriften wurden für eine Protestresolution gesammelt, die meine Wiedereinstellung forderte. Die SP schloss sich diesen Protesten an und versuchte, eine Veranstaltung zu organisieren. Eingeladen worden waren SPS-Präsident H. Hubacher und der damalige SGB-Präsident E. Canonica. Hubacher sagte zu. Canonica hingegen lehnte es ab, an der Veranstaltung teilzunehmen, da er sich nicht in die Angelegenheiten einer anderen Gewerkschaft einmischen wollte. Der SMUV-Präsident Mischler hatte Druck auf ihn ausgeübt.

Wir waren fünf Genossen, alle um die 20 Jahre alt, die der RML beigetreten waren und sich daran gemacht hatten, die Sektion Zug aufzubauen: ein kaufmännischer Angestellter, ein Hochbauzeichner, ein Hilfsarbeiter, ein Kantischüler und ich. Von Anfang an wickelte sich meine Arbeit in der RML mehr im Hintergrund und innerhalb der Organisation ab. Ich übernahm verschiedene interne Arbeiten und organisierte einige Kampagnen. Es war eine harte Zeit. Neun Stunden im Betrieb arbeiten, dann am Abend politische Arbeit, vier bis fünf oder noch mehr Sitzungen in einer Woche. Es blieb mir wenig Zeit für meine persönlichen Bedürfnisse.

1973 habe ich mit fünf anderen Genossen zusammen eine Wohngemeinschaft gegründet. Nach einem halben Jahr bin ich jedoch wieder ausgezogen. Ich hatte mich in der WG nicht wohlfühlt. Ich war einer der wenigen, die früh aufstehen mussten. Die anderen konnten bis spät in die Nacht hinein aufbleiben und diskutieren. Der Lärm störte mich. Auch konnte ich den Druck nicht ohne weiteres akzeptieren, das machen zu müssen,

was die Gemeinschaft gut fand, und, wenn nicht, eine Erklärung dafür zu haben. Ich bin dann in eine 1 1/2-Zimmer-Wohnung gezogen. Seitdem wohne ich alleine.

Anfangs 1975 begannen wir mit der Diskussion, ob wir uns an den Nationalratswahlen beteiligen sollten. Der Kanton Zug hatte zwei Nationalräte. Einer davon war der freisinnige A.C. Brunner, der Verwaltungsratspräsident der Landis & Gyr. Wir rechneten uns natürlich keine Chancen aus, gewählt zu werden. Die Teilnahme an den Wahlen war aber eine gute Gelegenheit, um den Arbeitern unsere Vorschläge zu unterbreiten. Bald kam die Idee auf, dass es gut wäre, mich als Kandidaten aufzustellen, um den Gegensatz Arbeiter/Unternehmer durch die Kandidaten zu personalisieren. Ich selbst war von der Idee nicht begeistert, denn ich hatte Mühe, mich in der Rolle eines Nationalratskandidaten vorzustellen. Ich sah aber ein, dass die Sache politisch gesehen gut war. So stimmte ich zu.

Für mich war dann diese Wahlkampagne eine sehr prägende und gute Erfahrung. Da stand ich, ein 22-jähriger Arbeiter, der noch nie vor einer grösseren Menge Leute etwas gesagt hatte, der eher schüchtern und zurückhaltend als frech und selbstsicher war, drei erfahrenen Politikern gegenüber, alle über 50 Jahre alt, die auf eine politische Tätigkeit zurückblicken konnten, welche länger war als mein Leben. Ich wusste aber, dass hinter meinem Rücken Genossen waren, die mich mit allen Kräften unterstützten. Ich wusste auch, dass es zum

grossen Teil nun an mir lag, den Durchbruch meiner politischen Idee zu ermöglichen. Mit dieser Gewissheit und mit dem Willen, das Beste daraus zu machen, begab ich mich am Donnerstag, den 16. Oktober, zum Podiumsgespräch, das mehr oder weniger den Höhepunkt des Wahlkampfes darstellte. Ich musste selber staunen, wie sicher und ruhig ich war. Das Lampenfieber, das mich schon den ganzen Tag geplagt hatte, war verschwunden. So verwirrte es mich beim Vorbereitungsgespräch vor der Veranstaltung nicht mehr, dass die zwei Hauptgegner, der sozialdemokratische Kandidat und der freisinnige Unternehmer einander dutzten und wie zwei alte Freunde über die Wahlen plauderten. Vor Beginn des Podiumsgesprächs machten sie noch ab, sich vor der Öffentlichkeit per Sie anzureden.

Wie erwartet wurde ich nicht gewählt, erzielte aber mit 864 Stimmen (2 %), was uns überraschte. Auch mein „Brotgeber“ blieb auf der Strecke. Das Rennen machte der SP-Kandidat, der sich nicht zuletzt wegen unserer Wahlteilnahme zur Kandidatur entschlossen hatte.

Der Wahlkampf erlaubte uns einen gewissen Durchbruch. Von da an waren wir für viele glaubwürdiger, man hörte auf uns. Meine persönliche Erfahrung bestärkte mich im Bewusstsein, dass die Arbeiterschaft, wenn sie ihre Angst überwinden und Selbstvertrauen fassen würde, zu einigem fähig wäre, nicht zuletzt dazu, ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen. Ich fühlte mich nämlich nicht als etwas Besonderes, sondern nur als einer, der, unterstützt von einer schlagfertigen Organisation, es gewagt hatte, vor seinem Arbeitgeber anzutreten und ihm seine Meinung zu sagen.

Das Flugblatt und der sogenannte Vertragsbruch war für die Direktion der Landis & Gyr nur ein Vorwand, um mich zu entlassen. In einem Flugblatt stellten wir damals fest: „Die Absicht der L & G-Direktion ist klar: einerseits will sie verhindern, dass Bruno weiterhin in der L & G als kämpferischer Gewerkschafter an der Diskussion mit seinen Kollegen teilnehmen kann. Zweitens will die L & G-Direktion all jene Kollegen Brunos einschüchtern, die seine Ansichten interessant finden oder mit ihm einverstanden sind, dass die Arbeiter heute nur durch eine kämpferische Politik ihre Interessen wirklich verteidigen können.“ Das ist eine, die offensichtliche Seite der Geschichte.

Ich vermute jedoch, dass im Hintergrund noch etwas anderes mitgespielt hat: wie oben erwähnt, war in dieser Zeit auch der Streik bei der Matisa im Gange. Der SMUV hatte dabei keine Gelegenheit ausgelassen, um gegen die unverantwortlichen Unternehmer zu wettern, die – wie diejenigen der Matisa – das Friedensabkommen und die Sozialpartnerschaft nicht einhalten. Der SMUV forderte den Arbeitgeberverband (ASM) auf, dafür zu sorgen, dass seine Mitglieder das Abkommen einhalten. Vizepräsident des ASM war zu jener Zeit G. Straub, Präsident der Konzernleitung der Landis & Gyr. Wollte nun der Arbeitgeberverband den SMUV-Kritiken mit der Entlassung eines Gewerkschafters, der angeblich das Friedensabkommen auch nicht anerkannte, entgegenen?

So oder so hat die Direktion der Landis & Gyr ihr Ziel erreicht: die Gewerkschaften reagierten nicht, die Kollegen wurden noch mehr eingeschüchtert – und ich war arbeitslos.

Musste es soweit kommen? Hatte ich zuviel riskiert? Die Entlassung war persönlich wie politisch für mich ein harter Schlag. Trotzdem würde ich mich heute genau gleich exponieren wie damals. Die Ereignisse haben ja nur meine Meinung bestätigt. Dies sagte ich bei der Stellensuche auch dem Personalchef einer kleineren Zuger Firma. Er hatte mich gefragt, ob die ganze Geschichte eine Jugendsünde von mir gewesen sei. Daraufhin schrieb er dem Arbeitsamt, ich sei offensichtlich ein unheilbarer Fanatiker.

Nach zwei Monaten ergebnisloser Arbeitssuche entschloss ich mich zu einer Umschulung. So begann ich an der Schule für angewandte Linguistik in Zürich das Studium für Übersetzer und Sprachlehrer. Das Arbeitsamt bewilligte dies und bezahlte mir für die Dauer eines Jahres die Taggelder der Arbeitslosenkasse. Zehn davon wurden mir allerdings abgezogen, da meine Entlassung als „mindestens leicht selbstverschuldet zu betrachten sei“.

Es war nicht leicht, mich an die neue Situation zu gewöhnen. Ich musste nun meinen Tag selbst planen und ein-

richten. Es hing nur von meinem Willen ab, ob ich an einem Tag etwas „Gescheites“ machte. Auch der gewohnte soziale Kontakt fehlte. Ich konnte nicht mehr über das Wetter, das Fussballspiel vom Vortag oder über die unzähligen alltäglichen Geschehnisse plaudern. Ganz isoliert blieb ich jedoch nicht. Als ich am ersten arbeitslosen Tag auf dem Arbeitsamt vorbeiging, traf ich dort einen alten Kollegen. Ich hatte ihn seit fast fünf Jahren nicht mehr gesehen. Da er auch arbeitslos war, ergab es sich, dass wir uns danach vermehrt trafen. Durch ihn wurde ich angeregt, wieder mehr Pop-Musik zu hören und das Kino, insbesondere die italienischen Filme, kennen und schätzen zu lernen. Überhaupt wurde in dieser Zeit nicht zuletzt auch wegen dem Studium mein Interesse für die Kultur geweckt.

Politisch arbeite ich nach wie vor bei der RML mit. Ende 1976 organisierte ich die kantonale Kampagne für die 40-Stundenwoche-Initiative von POCH/PSA/RML. 1977 engagierte ich mich für die kantonale Verwaltungsrats-Initiative der RML. 1978 war ich beim Referendum gegen die Bundessicherheitspolizei aktiv. Im Herbst 1978 war ich Regierungs-, Kantons- und Gemeinderatskandidat der RML für die kantonalen Erneuerungswahlen. Für den Starkolumnisten des lokalen CVP-Blattes gehöre ich bereits „zum Inventar der nichtgewählten Kandidaten“. Und dies sind nur einige meiner politischen Aktivitäten. Jedenfalls ist nicht eingetroffen, was ein Personalchef der Landis & Gyr bei meiner Entlassung einem Mitglied der Betriebskommission sagte. Er meinte, ich sollte in eine Walliser Berggemeinde gehen, in der man mich nicht kenne. Nach vier Jahren, in denen ich mir mein Brot hart verdienen musste, würde ich meine Gesinnung schon geändert haben.

Ende 1978 habe ich Sybilla kennengelernt. Sie ist mir unter anderem bei der Korrektur und der Verbesserung dieser Arbeit behilflich gewesen. Dafür danke ich ihr auch an dieser Stelle.

Bruno Bollinger



Kontaktadressen der Sektionen der Sozialistischen Arbeiterpartei/Parti Socialiste Ouvrier/Partito Socialista dei Lavoratori (SAP/PSO/PSL), Schweizer Sektion der IV. Internationale:

Aarau	Postfach 554	5001	Aarau
Baden	Postfach 1134	5401	Baden
Basel	Postfach	4002	Basel
Bern	Postfach 1221	3001	Bern
Biel	Postfach 13	2500	Biel 4
La Chaux-de-Fonds	Case 829	2300	Ch.-de-Fonds
Jura	Case 59	2800	Delémont
Fribourg	Case 28	1700	Fribourg 6
Genève	Case 858	1211	Genève 3
Lausanne	Case 592	1000	Lausanne 17
Luzern	Postfach 252	6000	Luzern 6
Neuchâtel	Case 1532	2002	Neuchâtel
Olten	Postfach 461	4601	Olten
Schaffhausen	Postfach 2269	8200	Schaffhausen
Tessin	Rosso, CP 2400	6901	Lugano
Winterthur	Postfach 476	8401	Winterthur
Zug	Postfach 729	6300	Zug
Zürich	Postfach 299	8031	Zürich

Verantwortlich: Charles-André Udry

Druck: Imprimerie Cedips,
11, rue de la Borde, 1018 Lausanne.

Abonniert Brosche